mit umgehen, wie es für jetzt sondern du hast es so zu verwalten, wie es für alle notwendig ist.

Jedes Stück Brot und jedes Pfund Mehl ist ein Stück Munition im wirtschaftlichen Daseinskampf, das seine Bestimmung erfüllen, das heißt mithelfen soll zum Sieg.

Sind bunte Strümpfe giftig?

Fleißige Frauenhände sind überall seit vielen Wochen emsig dabei, Strümpfe für unsere Krieger im Felde zu stricken und alle diese Strümpfe sind grau, am liebsten feldgrau. Die Folge davon ist, daß graues Strickgarn bedeutend teurer geworden ist und daß das weitere Garn kaum noch aufzutreiben ist; anders gefärbte Strickwolle, schwarze wie bunte, die leichten zu haben ist, bleibt dagegen ungestrickt liegen. Warum das? Einer der Gründe dafür ist ein weit verbreiteter Aberglaube: viele Leute fürchten, der Träger eines gefärbten Strumpfes bekäme leichter eine Blutvergiftung, wenn er am Fuße eine Verwundung davonträgt. Diesem im Volke fest eingewurzelten Vorurteil von giftigen Strümpfe zum Wohle unserer frierenden Krieger mit Stumpf und Stiel auszurotten, unternimmt G. Haußmann, stellvertretender Direktor der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, in einem geharnischten Aufsatze des „Konfektionärs". Die Frage, ob bunte Strümpfe giftig sind und ob es überhaupt giftige Strümpfe gibt, ist dahin glatt zu verneinen. Daß gerade gefärbte Strümpfe gefährlich sein sollen, ist an sich sonderbar, denn wenn der Farbstoff die Vergiftung hervorruft, muß ja auch die melierte, graue, durch Mischung von schwarz gefärbter mit ungefärbter Wolle, hergestellte Wolle giftig sein, und wenn man weiter die Frage stellt, wie es denn mit andern Kleidungs- und Gebrauchsgegenständen sich verhält, sieht man bald ein, daß unsere ganze Kleidung, vom Filz des Hutes bis zum Leder des Stiefels, mit Tierfarbstoffen gefärbt ist, das Polster, Möbelstoffe, Teppiche, kurz, tausend Gegenstände des täglichen Lebens mit Teerfarbstoffen gefärbt sind. Jeder Erwachsene trägt in seiner Kleidung etwa 50 bis 100 Gramm Teerfarbstoffe herum, und trotzdem leben wir noch! Warum ist nun der Verdacht der Giftigkeit gerade auf die Strümpfe gefallen? Es ist richtig, daß Fußverletzungen besonders leicht zu Blutvergiftungen führen, und das Volk glaubt die Ursache dafür in der Bekleidung des Strumpfes gefunden zu haben. Es kann jedoch nicht oft genug wiederholt werden, daß die Farbstoffe dabei gar nicht beteiligt sind. Sie können es schon deshalb nicht sein, weil sie fest, wasser- und waschecht, auf der Wolle haften, so daß sie gar keine Gelegenheit haben, in eine Wunde einzudringen, und selbst, wenn sie dies könnten, würden sie keine um sich greifende Blutvergiftung verursachen, sondern nur örtlich wirken. Mancher glaubt auch, wenn es nicht die Farbstoffe sind, seien es doch die Chemikalien, mit denen vorher Wolle oder andere Stoffe behandelt worden sind, Schwefelsäure, Oxalsäure, Kaliumbichromat, sind nun freilich ätzende und giftige Stoffe, allein ehe die Wolle in den Handel gelangt ist, sind sie durch Waschen sorgfältig entfernt. Der Grund, weshalb Fußverletzungen so leicht zu Blutvergiftungen führen, hat mit den Strümpfen an sich gar nichts zu tun, wohl aber mit der Bekleidung des Fußes und unseren Lebensgewohnheiten: die Füße, die ständig bekleidet sind, sind dem Schmutze am stärksten ausgesetzt und werden am wenigsten sauber gehalten, besonders im Kriege, wo dies kaum möglich ist. Die Krankheitskeime, die im Schmutz vorhanden sind, sind es natürlich, die bei Fußverwundungen so leicht zu Blutvergiftungen führen. Man kann also getrost außer grauer Wolle auch schwarze und anders gefärbte für unsere Krieger im Felde verstricken.

Russische Amazonen.

Wenn man italienischen Berichten Glauben schenken darf, so macht eine erkleckliche Anzahl russischer Mädchen und Frauen den Versuch, verkleidet und unter Anwendung von „Kerl" Lisen Zugang zum Heeresdienste zu finden. Am meisten Erfolg sollen Jäger bei diesem Versuche die Amazonenkorps aus den Nordprovinzen des russischen Reiches gehabt haben. Genannt wird z. B. eine gewisse Nadeschda Ornosti, eine kräftige und leidlich gut erzogene Bäuerin aus der Provinz Archangel. Sie hat schon den zweiten Teil des Feldzuges in der Mandschurei mitgemacht und ist damals für ihre Tapferkeit vom General Grippenberg belobigt worden. Im September verflossenen Jahres kämpfte sie in Südpolen mit, und erst nach der Schlacht von Lodsch wurde ihr wahres Geschlecht entdeckt. Ein zweiundfünfzigjähriges Bauernmädchen namens Pasha Uglick soll an vier Gefechten in Ostpreußen und Westpolen teilgenommen haben und leicht verwundet worden sein. Diese Amazone erzählt, im Kampfe in der Gefechtslinie habe sie keine Angst empfunden, wohl aber habe sie sich immer vor dem Bajonettkampfe gefürchtet. Zwei Töchter eines Eigentümers in Brest wurden gefangenommen, als sie auf dem Wege zum Heere waren. Die eine gab sich für einen Fürsten Adriatoff, die andere für seinen Diener aus. Schließlich wird noch von einer Bäuerin erzählt, die in der Nähe von Gumbinnen gefallen sein soll. Ihr Mann hatte sich beim Aufrufe nicht gestellt, und um die Familie von diesem Makel zu reinigen, legte sie selbst seine Kleider an und trat in das russische Heer ein.

Kriegsspeisezettel.

Daß jede Hausfrau, soweit sie sich überhaupt um die Küche selbst bemüht, am besten zu kochen versteht, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß jede Köchin von Beruf den Tisch ihrer Herrschaft am billigsten und schmackhaftesten besorgt, und da man über Selbstverständliches weber spricht noch schreibt, so dürfte eigentlich auch ein Kriegsspeisezettel überflüssig sein. Wenn wir trotzdem aber eine regelmäßige Spalte unter dieser Ueberschrift zu bringen beabsichtigen, so geschieht dies lediglich aus dem Grunde, um unseren verehrten Leserinnen es zu erleichtern, als Siegerinnen aus diesem Weltkriege, der von dem perfiden England für uns zum Wirtschaftskriege gestempelt worden ist, hervorgehen zu können, wie Herr Geheimrat Wohlmann in seinem Vortrage über: „Unser täglich Brot" vor kurzem so treffend ausführte.

Wenn das deutsche Volk bis zur neuen Ernte mit den vorhandenen Vorräten auskreichen will und muß, so braucht es nicht zu hungern, aber auf einen Teil der süßen Lebensgenußmittel muß es verzichten lernen. Die einzige Stelle aber, die das erreichen kann, ist die verständige Hausfrau. Ihr liegt die Verteilung der auf ½ Pfund für den Tag und die Person bemessenen Brotmenge ob und sie allein hat es in der Hand, Zubrot und Mitlagessen so einzurichten, daß die Entwicklung unserer Kinder nicht leidet und bei den Erwachsenen keine Unterernährung eintritt, aber andererseits auch kein Gramm Mehl, Fleisch, Fett, Gemüse oder Kartoffeln mehr verbraucht wird, als dringend erforderlich ist.

Dazu sind zunächst folgende Grundsätze zu beachten:

1. **Suche überall an Stelle von Mehl Kartoffeln zu verwenden.**
2. **Die tägliche Suppe ist Verschwendung.**
3. **Wurzelgemüse und Hülsenfrüchte haben einen sehr hohen Nährwert.**
4. **Rindfleisch ist nahrhafter als Schweinefleisch.**
5. **Fische, gesalzen, geräuchert oder gekocht, geben eine nahrhafte und wohlschmeckende Abwechselung im Speisezettel.**
6. **Zusammengekochtes muß die Regel, Braten die Ausnahme sein.**

Um die Befolgung dieser Grundsätze ohne Zuhilfenahme eines sogenannten Kochbuches zu ermöglichen, wollen wir hier erprobte Vorschriften über Kriegsgerichte bringen. Bei der Auswahl lassen wir uns vor allem von dem Gesichtspunkt des Möglichen und nicht des Wünschenswerten leiten, denn heute heißt es nicht: was will ich kochen? sondern: was kann ich kochen?

Wenn bei den einzelnen Zutaten Gewichtsmengen angegeben werden, so ist dabei zu beachten, daß die Gerichte für 4 erwachsene Personen berechnet sind.

Unsere verehrten Leserinnen bitten wir, sich mit recht vielen Beiträgen an dieser Einrichtung zu beteiligen. Für jedes obigen 6 Grundsätzen Rechnung tragende Kochrezept sind wir dankbar. Es genügt dabei vollständig, wenn uns die Zutaten zum Gericht angegeben werden, alles weitere werden wir dann veranlassen.

Zunächst ein „Gulaschkanonengericht", das sich im Felde großer Beliebtheit erfreut:

Rosenkohl mit Rindfleisch, Speckhappen und Kartoffeln.

50 Gramm Speck werden in Würfel geschnitten und im Kochtopf ausgelassen, ¾ Pfund Rindfleisch des russischen Rindes gekauft haben. Genannt wird z. B. eine gewisse Nadeschda Ornosti, eine kräftige und leidlich gut erzogene Bäuerin aus der Provinz Archangel. Sie hat schon den zweiten Teil des Feldzuges in der Mandschurei mitgemacht und ist damals für ihre Tapferkeit vom General Grippenberg belobigt worden. Im September verflossenen Jahres kämpfte sie in Südpolen mit, und erst nach der Schlacht von Lodsch wurde ihr wahres Geschlecht entdeckt. Ein zweiundfünfzigjähriges Bauernmädchen namens Pasha Uglick soll an vier Gefechten in Ostpreußen und Westpolen teilgenommen haben und leicht verwundet worden sein. Diese Amazone erzählt, im Kampfe in der Gefechtslinie habe sie keine Angst empfunden, wohl aber habe sie sich immer vor dem Bajonettkampfe gefürchtet. Zwei Töchter eines Eigentümers in Brest wurden gefangenommen, als sie auf den Wege zum Heere waren. Die eine gab sich für einen Fürsten Adriatoff, die andere für seinen Diener aus. Schließlich wird noch von einer Bäuerin erzählt, die in der Nähe von Gumbinnen gefallen sein soll. Ihr Mann hatte sich beim Aufrufe nicht gestellt, und um die Familie von diesem Makel zu reinigen, legte sie selbst seine Kleider an und trat in das russische Heer ein.

Daß jede Hausfrau, soweit sie sich überhaupt um die Küche selbst bemüht, am besten zu kochen versteht, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß jede Köchin von Beruf den Tisch ihrer Herrschaft am billigsten und schmackhaftesten besorgt, und da man über Selbstverständliches weber spricht noch schreibt, so dürfte eigentlich auch ein Kriegsspeisezettel überflüssig sein. Wenn wir trotzdem aber eine regelmäßige Spalte unter dieser Ueberschrift zu bringen beabsichtigen, so geschieht dies lediglich aus dem Grunde, um unseren verehrten Leserinnen es zu erleichern, als Siegerinnen aus diesem Weltkriege, der von dem perfiden England für uns zum Wirtschaftskriege gestempelt worden ist, hervorgehen zu können, wie Herr Geheimrat Wohlmann in seinem Vortrage über: „Unser täglich Brot" vor kurzem so treffend ausführte.

Wenn das deutsche Volk bis zur neuen Ernte mit den vorhandenen Vorräten auskreichen will und muß, so braucht es nicht zu hungern, aber auf einen Teil der süßen Lebensgenußmittel muß es verzichten lernen. Die einzige Stelle aber, die das erreichen kann, ist die verständige Hausfrau. Ihr liegt die Verteilung der auf ½ Pfund für den Tag und die Person bemessenen Brotmenge ob und sie allein hat es in der Hand, Zubrot und Mitlagessen so einzurichten, daß die Entwicklung unserer Kinder nicht leidet und bei den Erwachsenen keine Unterernährung eintritt, aber andererseits auch kein Gramm Mehl, Fleisch, Fett, Gemüse oder Kartoffeln mehr verbraucht wird, als dringend erforderlich ist.

Dazu sind zunächst folgende Grundsätze zu beachten:

1. **Suche überall an Stelle von Mehl Kartoffeln zu verwenden.**
2. **Die tägliche Suppe ist Verschwendung.**
3. **Wurzelgemüse und Hülsenfrüchte haben einen sehr hohen Nährwert.**
4. **Rindfleisch ist nahrhafter als Schweinefleisch.**
5. **Fische, gesalzen, geräuchert oder gekocht, geben eine nahrhafte und wohlschmeckende Abwechselung im Speisezettel.**
6. **Zusammengekochtes muß die Regel, Braten die Ausnahme sein.**

Um die Befolgung dieser Grundsätze ohne Zuhilfenahme eines sogenannten Kochbuches zu ermöglichen, wollen wir hier erprobte Vorschriften über Kriegsgerichte bringen. Bei der Auswahl lassen wir uns vor allem von dem Gesichtspunkt des Möglichen und nicht des Wünschenswerten leiten, denn heute heißt es nicht: was will ich kochen? sondern: was kann ich kochen?

Wenn bei den einzelnen Zutaten Gewichtsmengen angegeben werden, so ist dabei zu beachten, daß die Gerichte für 4 erwachsene Personen berechnet sind.

Unsere verehrten Leserinnen bitten wir, sich mit recht vielen Beiträgen an dieser Einrichtung zu beteiligen. Für jedes obigen 6 Grundsätzen Rechnung tragende Kochrezept sind wir dankbar. Es genügt dabei vollständig, wenn uns die Zutaten zum Gericht angegeben werden, alles weitere werden wir dann veranlassen.

Zunächst ein „Gulaschkanonengericht", das sich im Felde großer Beliebtheit erfreut:

Rosenkohl mit Rindfleisch, Speckhappen und Kartoffeln.

50 Gramm Speck werden in Würfel geschnitten und im Kochtopf ausgelassen, ¾ Pfund Rindfleisch des russischen Rindes gekauft haben. Genannt wird z. B. eine gewisse Nadeschda Ornosti, eine kräftige und leidlich gut erzogene Bäuerin aus der Provinz Archangel. Sie hat schon den zweiten Teil des Feldzuges in der Mandschurei mitgemacht und ist damals für ihre Tapferkeit vom General Grippenberg belobigt worden. Im September verflossenen Jahres kämpfte sie in Südpolen mit, und erst nach der Schlacht von Lodsch wurde ihr wahres Geschlecht entdeckt. Ein zweiundfünfzigjähriges Bauernmädchen namens Pasha Uglick soll an vier Gefechten in Ostpreußen und Westpolen teilgenommen haben und leicht verwundet worden sein. Diese Amazone erzählt, im Kampfe in der Gefechtslinie habe sie keine Angst empfunden, wohl aber habe sie sich immer vor dem Bajonettkampfe gefürchtet. Zwei Töchter eines Eigentümers in Brest wurden gefangenommen, als sie auf den Wege zum Heere waren. Die eine gab sich für einen Fürsten Adriatoff, die andere für seinen Diener aus. Schließlich wird noch von einer Bäuerin erzählt, die in der Nähe von Gumbinnen gefallen sein soll. Ihr Mann hatte sich beim Aufrufe nicht gestellt, und um die Familie von diesem Makel zu reinigen, legte sie selbst seine Kleider an und trat in das russische Heer ein.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 8 — **Halle a. S., Sonntag, den 21. Februar** — **1915**

Glauben heilt, Wissen tötet. Der Blick, der die Dinge der Welt zu genau ansieht, entzaubert sie. Ein Weib ist schön, ein anderes klug, ein drittes treu; Natur ist sparsam und gibt nicht leicht in ein und demselben Wesen zwei Vorzüge so, in so seltenem Grad. Dafür ist die Liebe auf den Glauben gebaut, der dem Gegenstande leicht, was ihm fehlt.

Otto Ludwig.

Sein Feind.

Von Gutti Allsen.

(Nachdruck verboten.)

Ueber dürstige Felder, halb vermorschte Stege, an melancholisch hingekauerten Lehmkaten und Holzhütten vorbei stürmte das russische Regiment der ostpreußischen Grenze entgegen. Immer wieder war es an anderen Stellen zurückgejagt worden auf den Boden des „heiligen" Mütterchens Rußland. Und immer wieder trotz aller Verluste wurden neue Menschenmengen zusammengetrieben, Russen, Tataren, Letten, Juden und Polen — Volkerschaften, deren Interessen, Gemeinsamkeiten, Lebensbedingungen und Ideale einander so weitenfern waren, wie Himmel und Hölle, — und die nichts anderes einte, als russische Willkür, die russische Knute . . .

Der abendliche Himmel lohte in einer ungeheuren Feuersbrunst und entzündete hier und dort Flammenbrände an den siehend emporgestreckten, herbstkahlen Baumästen. In den regennassen Wegen, in Wasserlachen und Pfützen war ihr Widerschein zu einer schleimig-blutigen Masse geworden. Und selbst in diesem bunt zusammengewürfelten Haufen, dem grausiges Morden, viehisches Schlachten zu Selbstverständlichem, Alltäglichem geworden war, erschauerte wohl ob und zu einer angesichts des so unheimlichen Bildes.

Der Wind ging stöhnend und finsternis troch heran. Erst langsam, von Baum zu Baum — an gespenstisch hockendem Strauchwerk vorüber —, bis sich die ganze Ebene darunter duckte wie in tiefer Scham über das Unglaubliche, Niezuverstehende, was sich nun täglich, stündlich erneuerte . . .

Und da noch ein feiner, durchdringender Regen zu rieseln begann, der alle Wege aufweichte, so hieß es bald: „Kurze Rast!" Das gleichmäßige Stampfen der wuchtigen Männerschritte, das Trappeln der Pferde verstummte im Augenblick, wie bei einem Geisterspuk, und jeder suchte sich, so gut er vermochte, eine karge Ruhestatt.

Gegen ein Viereck von Sträuchern gelehnt, das sich selbst in dieser Dunkelheit als kompakte schwarze Masse abhebt, hockt ein schmächtiger, kaum den Kinderjahren entwachsener Jüngling. Die Feuchte der herbstlichen Regennacht, die ungewohnten Strapazen und damit verbundenen Schmerzen der letzten Märsche scheuchen den Schlaf aus seinen seltsam starren, leidgewohnten Augen. Nach vielen vergeblichen Versuchen glimmt endlich ein rotes Pünktchen vor ihm auf, dem bald darauf ununterbrochen graue Rauchkringel entfliegen.

Und die oft erprobte Trösterin seines jungen, kummervollen, an Entbehrungen und Schmähungen so reichen Daseins, die Zigarette, sie tut auch heute ihre Wirkung. Ist es die Ueberanstrengung der letzten Wochen, die ihn in Halbschlummer versetzt? Ist es ein mildstätiger Fieberzustand? Der Regen klopft und klopft, einkullend, besänftigend, das freudelose Auge blickt in die bläulichen Rauchringel . . . Und die Gegenwart sinkt . . . sinkt.

Ach! Aber auch die Erinnerung vermag keine Wonnen heraufzubeschwören . . . Wie sollte das auch zugehen? . . . Für ihn, den armen Sohn eines jüdischen Händlers, der mit Kindern so reich beschenkt ist, wie sein von Pharao gehetztes Volk mit Strafen? Und selbst unter den Genügsamen seiner heimatlichen polnischen Kleinstadt noch gezwungen, der Genügsamsten einer zu sein, mußte er sich tausendfach kasteien an Leib und Seele. Denn sein nimmerrastender, klügelnder, wacher Geist fand weniger noch an Nahrung als sein jämmerlich schwacher Leib. Mit welcher Gier, unter welchen Entbehrungen und nie verwundenen Beleidigungen er sich dann doch die Bücher verschaffte, die seinen durch Generationen geschulten Geist zur Höhe emporführten! Mit welch zäher Ausdauer er ganze Nächte durchwachte, um das gesteckte Ziel zu erreichen: eine Reise, die es ihm ermöglichen sollte, in das gelobte Land geistiger Freiheit — nach Deutschland — zu pilgern, um dort sein Werk durch akademische Studien zu krönen! . . . Und dann die klaffende Leere: das Warten! Das Warten auf einen Verdienst, der ihm wenigstens das nötigste Reisegeld liefern könnte. Denn dort, hatte man ihm gesagt, dort, in dem Lande der intellektuellen Freiheit, würde auch Ausländern weitergeholfen, bis sie durch Bildung frei, aus den Menschen würden . . . O, nur nicht mehr zu jenen gehesteten, verfehmten Sklaven gehören, die jeder neueingestellte Polizeibeamte aus ihrem Heim vertreiben, verfolgen, vernichten konnte! Nicht mehr einem Lande angehören, da Lernenbürsen eine Vergünstigung war, eine hohe Vergünstigung, die ganzen Landstrichen, Städten und Völkerschaften mit Vorbedacht untersagt wurde. . . . Nicht mehr!

Ein jähes Emporschrecken . . . Kommandorufe . . . hier . . . dort . . . im Augenblick alles auf . . . die Waffen gerückt . . . Und im Sturmlauf vorwärts . . . Der Feind ist in Sicht . . .

Liegt er daheim in irren Fieberträumen, der blutleere arme Judenknabe, in seinem menschenüberfüllten Städchen des russischen Ghettos? Ist das alles nicht unmögliche Phantasie, ein Vorgeschmack höllischer Strafen für ihn, den im Geiste vom Glauben seiner Väter Abtrünnigen? Wohin treibt sein angestrengtes Hirn? Ein langanhaltendes Brausen geht durch die Nacht, die Luft wird von rasch einander folgenden Schüssen zerlöchert. Schreien und Stöhnen erheben sich in diesem mächtigen Inferno. Und wie bei einem Taifun werden losgerissene Baumäste, Wurzelwerk und menschliche Körper sausend über den Boden gewirbelt.

Nur mit Mühe finden die Russen noch ihren Weg über Berge von Leichen hinweg. Stieren Auges, halb wahnsinnig, hürzt der Judenknabe vorwärts. Wie eine zähe, träge Schlacke trieft das Blu, aus zuckenden Menschenleibern um seine Füße. Vorwärts, nur vorwärts! Und leben, leben, wie er einst gelebt — trotz alledem! In Jammer und Not! Aber still, zwischen Büchern und beschaulichen Betrachtungen in einem abseitigen Hüttchen . . . Nur nicht in dieses — dieses grenzenlose Grauen . . .

Und vorwärts, weiter vorwärts . . . Da . . . ein preußischer Soldat, der ihm mit vorgestrecktem Gewehr entgegenstürmt. Ob er ihn gesehen? . . . Näher, immer näher das Verderben! Und in einem Paroxismus äußerster Lebensbejahung reißt er sein Bajonett hervor — zum ersten Male —, und stößt . . . stößt . . .

Ein gellschender Ton . . . Dann ein stöhnender Aufschrei: „Schmah Jisroeil!" Und langsam sinkt der Deutsche zu Boden.

Um ihn ein Tumult der fliehenden Russen, seiner Landsleute. Was scheren sie ihn? Wann hat er sich je eins mit ihnen gefühlt? Mit diesen Unterdrückern, diesen wilden Horden, die seine Sprache so wenig verstehen, wie er die ihre . . . Warum kämpfte er denn an ihrer Seite? Für wen? Für welches Menschheitsideal? Und wofür nun dieses? . . . Dieses Entsetzliche? . . .

„Du sollst nicht töten!" Ist es nicht eines der Gebote, das seine Väter strenger als jedes andere befolgt haben, all die Jahrhunderte ihrer Unterjochung, ihrer Erniedrigung hindurch? Und er? . . . „Schmah Jisroeil!" war sein letztes Wort gewesen, das letzte Wort des armen, von ihm erworbenen Soldaten . . . seines Glaubensbruders . . . des Deutschen, den seine Sehnsucht, ach wie oft! als Kameraden herbeigerufen . . .

„Schmah Jisroeil!" jener äußerste Hilferuf, den seine Religionsgenossen dem Gotte Israels entgegenschreien in tiefster Not, in heftiger Anklage, in Hader und Zorn mit dem Ungemach, das ihnen hienieden auferlegt ist wie keinem anderen Volke auf Erden, — und auch im höchsten Jubel als Dankgebet der nimmer rastenden Wohltaten für sein „auserwähltes Volk": „Schmah Jisroeil!" So höre, so höre doch, Gott Israels!"

Rings in der Runde rauschten die Bäume im Frührot.

Wie von Furien gepeitscht, rannte der Knabe weiter, rasenden Laufs, in dem fieberndem Bestreben, eine gemessene Entfernung zwischen sich und die Unglücksstätte zu legen. Seine Lungen keuchten, seine Wangen flammten: Und doch weiter, unaufhaltsam weiter . . . Aus Ungewisse . . . in die Gefangenschaft . . . in Tod oder Verdammnis . . . Was lag daran? Denn mit Posaunen klang ihm der eine, der unvergeßliche Ausruf im Ohre, jener Ausruf, unter dessen stets hörbarem Echo der arme Russenknabe alle glühenden Zukunftshoffnungen auf sein Menschentum in dem gelobten Deutschland für immer begraben mußte . . .

Gedenktage der Woche.

21. Febr. 1814 Der Schriftsteller Franz Hoffmann in Bernburg * (1882 †).
1861 Der Bildhauer Ernst Rietschel in Dresden † (1804 *).

22. Febr. 1732 George Washington, Begründer der Unabhängigkeit Nordamerikas, in Westmoreland * (1799 †).
1788 Der Philosoph Arthur Schopenhauer in Danzig * (1860 †).
1810 Der Komponist Friedrich Chopin in Zelazowa Wola * (1849 †).
1840 Der Sozialist August Bebel in Köln * (1913 †).

23. Febr. 1855 Der Mathematiker Karl Friedrich Gauß in Göttingen † (1777 *).
1863 Der Maler Franz Stuck in Tettenweis *

24. Febr. 1786 Der Altertumsforscher Wilhelm Grimm in Hanau * (1859 †).
1829 Der Schriftsteller Friedrich Spielhagen in Magdeburg * (1911 †).
1848 Februar-Revolution in Paris: Frankreich wird zum zweitenmal Republik.
1884 Georg Mühlmann, Herausgeber der „Gesammelten Werke", in Berlin † (1822 *).

25. Febr. 1634 Albrecht v. Wallenstein in Eger ermordet (1583 *).
1865 Der Dichter Otto Ludwig in Dresden † (1813 *).

26. Febr. 1871 Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu Versailles.
1909 Der Philosoph Herm. Ebbinghaus in Halle † (1850 *).
1913 Der Komponist Felix Dräseke in Dresden † (1835 *).

27. Febr. 1814 Sieg der Verbündeten unter Schwarzenberg über Oudinot bei Bar-sur-Aube.

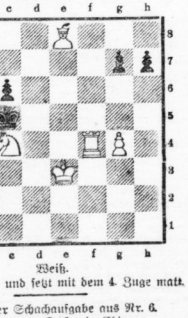
Gelegentliches Erlebnis mit dem preußen.

Von Waldemar Bonsels.

Es war allen längst Gewißheit, daß die Deutschen auf ihrem Siegeszug durch Belgien auch in L. einrücken würden. Nicht nicht der näher und näher erdröhnende Donner der Geschütze es bewiesen, der wie ein heranbrandendes Gewitter hinter den Hügeln im Osten stand, so näherten sich zurückweichenden belgischen und französischen Truppen Zeugnis davon ablegen. In regellosen Scharen durcheilten sie den Ort Tag und Nacht. Wo waren ihr froher Mut, ihre Siegesgewißheit geblieben, ihr Scherzen und der Klang und Glanz ihrer prunkvollen Durchzüge? Nun klangen schon tage- und nächtelang die Straßen, erfüllt von den Geschützen, von den Rufen der Kanoniere und dem Schnauben der überanstrengten Tiere, dann kamen Reiter und Infanterie, du lieber Gott, wie sahen ihre Uniformen aus! Gewißlich trugen sie den Staub des heimatlichen Erdbodens in Ehren, aber diese Bedrächtheit, diese Trauriglkeit, die über ihnen allen lagerte! Es war eine furchtbare, lähmende Stille in allen Gesichtern. Das Königreich war der-

Schachaufgabe.

Vierzüger von W. v. Walthoffen.



Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 6.
Dreizüger von Decker in Chicago.
W. Ka8, Dd8, Le1, Bd4.
Schw. Ka4, Ba5, a6.
1. Dd8—g5, Kb5. — 2. Dc5...
1. ..., Kb4. — 2. Dd3.

Für die Volksernährung im Kriege

— eine der brennendsten Fragen, die uns die Zeitlage aufgibt — sind jetzt von verschiedenen Seiten Merkblätter ausgegeben, denen weiteste Verbreitung zu wünschen ist. In dem Ernährungs-Merkblatt, das die Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegeben hat und an dem u. a. der Präsident des Reichsgesundheitsamtes Dr. Bumm, die bekannten Berliner Hochschulprofessoren Rubner und Tantz und Frau Hedwig Heyl mitgearbeitet haben, befaßt sich Punkt 8 mit Getränken. Es heißt da: „Die besten und gesündesten Getränke sind Wasser und Milch, Kaffee und Tee schaden bei mäßigem Genuß nicht, haben aber einen Nährwert nur in dem Zusatz von Zucker und Milch. Im Genuß geistiger Getränke hatte man Maß. Namentlich Branntwein ist geeignet, die Gesundheit zu schädigen." Ein anderes Merkblatt ist z. B. von der ständigen Kommission für Volksernährungsfragen, die der Frankfurter Aerztliche-Verein eingerichtet hat, zusammen mit der dortigen städtischen Lebensmittelkommission ausgearbeitet. Darin heißt es unter anderem: „16. Alkohol: Man schränke den Genuß von Alkohol wesentlich ein; namentlich gelte das für Bier. Branntwein und Likör, da Gerste und Korn besser für die Ernährung der Menschen und Tiere verwendet werden können und sollen.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 7:

„Karpathen".

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke

entfiel auf Marlis Mattern, hier.

Zahlenrätsel.

1 2 3 2 4 5 6 7 8 9 9 4 2 französischer Feldherr. Schlüssel: 1 5 4 8 3 3 2 Fluß in Frankreich; 7 2 3 5 deutsche Universitätsstadt; 7 5 1 2 6 8 3 2 3 französische Königsdynastie; 6 5 9 9 2 Schimpfwort.)

Prämie:

Chamissos Werke, 2. Bd., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen mitten halbstrens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

funken, unwahrscheinlich rasch, wie in einem schrecklichen Traum.

Als die letzten Kompagnien in Eilmärschen durchzogen, schlossen die Dorfbewohner sich ihnen zum größten Teil an. Keine Drohung und kein Verbot brachten sie davon ab, und die Offiziere verfluchten heimlich ihre Torheit, in der sie niemals den kindischen und schmerzvollen Gerüchten gewohrt hatten, die im Lande über die preußischen Soldaten im Umlauf waren. Jetzt half keine Mahnung zur Besonnenheit mehr, die traurigen Züge hungernder Männer und Frauen, jammernde Kinder und erbarmungswürdig unnötige Geräte begleiten ihre geflüchteten Heeresmassen, nahmen den zurückgeworfenen Mannschaften ihren letzten Mut und füllten die Herzen mit Verzweiflung. Was half es, den Deutschen und immer wieder den Deutschen alle Schuld zuzuschieben, niemand fragte mehr nach Schuld, das Geschrei ging um Nahrung, wie draußen das Brüllen der verwilderten Haustiere, die auf den Feldern umherirrten.

Jeanettes Eltern warfen im Grau der Morgendämmerung das Wertvollste ihrer Habseligkeiten auf einen Karren, verfuhr vor Angst, fast von Sinnen und bis zu Tränen erbittert. Das kleine Mädchen stand im Rahmen der Tür, unten im Zimmer brannte noch eine Lampe auf dem leeren Tisch und ihre Flamme flackerte im Zug der offenen Fenster. Es regnete ohne Aufhören. Jeanette wußte, daß sie bleiben würde, denn die kranke Großmutter konnte nicht allein zurückgelassen werden. Sie hatte sich mit den Schrecken dieser Erwartung abgefunden wie mit ihrem Tode, und jene kindliche Entschlossenheit gezeigt, wie nur junge Seelen sie in solch schrankenloser Hingabe aufwerfen.

Welch einen Streit es in der qualvollen Hast des Aufbruchs gegeben hatte! „Sie werden ein Kind nicht töten!" schrie ihr Vater, „eine sterbende Greisin!" Er zerrte sein Weib mit sich hinaus: „Willst du, daß wir alle verderben, denk an die kleinen Kinder!"

Es war herzzerreißend. Die Mutter riß Jeanette in ihre Arme, nur von ihrer eigenen Angst beherrscht und ohne zu bedenken, daß ihr sinnloser Schmerzensausbruch die Qualen und die Befürchtungen ihres Kindes verdoppelte. Jeanette fühlte, wie ihre Mutter zitterte, sie vermochte keinen der törichten Ratschläge zu beachten, die ihr mit fliegendem Atem erteilt wurden, nur eins blieb ihr mit seltener Deutlichkeit im Bewußtsein, als der Wagen mit den Ihren längst hinter den Häusern der Dorfstraße verschwunden war: daß der Sonntagshut ihrer Mutter schief gesessen und daß ihre Haare, dünn und grau, an den Schläfen niedergefallen und vom Regen naß waren. „Maria schütze dich, Jeanette, Kind . . ."

Nun war es merkwürdig still. Die Dorfuhr schlug im nebligen Morgen, es war hell geworden. Jetzt würden die Preußen kommen . . . Das kleine Mädchen schritt langsam die Stiege des leeren Hauses empor, bis in die Kammer, in der in der großen Bettlade die kranke, alte Frau schlief. Mit dem Ernst seiner vierzehn Jahre und einem tiefen Seufzer ließ das Mädchen sich neben der Bettstatt nieder und betrachtete lange sinnend das welke Gesicht der Schlafenden. Die schrecklichen Eindrücke und Ängste der letzten Tage waren gar zu rasch und unerwartet gekommen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sich mit ihnen abzufinden und etwas wie eine heilsame Abteilosigkeit der Erschöpfung beruhigte ihr Gemüt ein wenig. Sie überlegte, ob es nicht raßsam sei, zum Pfarrer zu gehen, von dem sie wußte, daß er, wie auch der Lehrer, sich nicht an der allgemeinen Flucht beteiligt hatte, aber darüber kam ihr in den Sinn, daß sie damit ihr Geschick nur um einige Minuten hinausgögerte, ihm aber nicht entging. Wenn nur die schrecklichen Gedanken ausbleiben würden, bis alles erlitten und vorüber war, diese Erinnerungen an die grausamen Geschichten aller Schandtaten der Preußen. Sie schloß die Augen und erschauerte. Vielleicht würde sie nicht gefunden. Aber da überfiel sie eine furchtbare Vorstellung: Wie nun, wenn das Haus in Feuer aufging, und niemand half ihr, die Großmutter hinauszutragen? Sie dachte gar nicht mehr an sich und an die Sicherheit ihrer eigenen kleinen Person. Vielleicht sterbe ich vorher, kam ihr in den Sinn, und sehe nichts mehr von allem Unheil. Ob man darum bitten konnte? Ja, wenn es nicht die Preußen wären. Die Bayern sollten viel menschlicher sein, sie schlugen alles gleich mit dem Gewehrkolben tot, aber die Preußen nahmen Kinder auf die Lanzen, die noch schrien . . .

Jeanette erhob sich nach einer Weile und begann im Hause Ordnung zu schaffen, so gut es gehen wollte, sie tat es gedankenlos und in einem leeren Traumzustand. Es sah umher aus, als seien die Feinde schon dagewesen. Wie mußte dies Chaos machte, das die Angst der Ihren zurückgelassen hatte. Als sie das Haus verließ, um zum Brunnen zu gehen, brach die Sonne durch das Morgengewölk, es war hell und frisch. In weiter Ferne rollte es dumpf und drohend hinter den Hügeln, näher und deutlicher als gestern, aber die Landschaft lag still und verlassen und aus den Schornsteinen der Nachbarhöfe stieg kein Rauch mehr.

Als das Mädchen nach einer Weile den Blick vom Brunnen erhob und sich anschickte, mit dem Wassereimer über die Straße zurückzugehen, erstarrte sie vor Entsetzen bei dem Anblick, der sich ihren Augen auf der kleinen Anhöhe bot, über die der Weg ins Dorf führte. Sie erblickte, schräg von der Morgensonne beschienen, vier oder fünf Reiter, die in gemächlichem Trab auf ihr Vaterhaus zukamen, sie hoben sich groß und drohend vom hellen Himmel ab und über ihren Schultern, neben den Helmen mit den seltsamen, scharfkantigen Tellern darauf, tanzten die schrecklichen Lanzen auf ihren Rücken.

Die Preußen! Hätten die schweren Wassereimer die Arme des Kindes nicht herabgezogen, so wäre es sicher in seiner Erstarrung unbeweglich stehen geblieben, nun ließ sie ihre Last zurück und eilte auf das Haus zu, an der Steinschwelle verließen die Kräfte sie. Sie fühlte es vor ihren Augen dunkel werden und glitt am Türrahmen auf die Knie nieder. Um was hatte sie doch bitten wollen? „Maria hilf, erbarm' dich . . ." stammelte sie.

Der Weg dröhnte und laute, fremde Stimmen erschollen. Jeanette merkte daran, daß die Schatten der Reiter auf die Schwelle fielen, daß sie vor ihr angelangt waren, sie wagte es nicht, ihre Blicke dem Tod entgegenzuheben, den sie erwartete. Ein Pferd schnaubte und sie zuckte zusammen. Dann wurde gerufen, das mußte ihr gelten. So war es wahr, daß diese Grausamen ihr Opfer vor dem Tode quälten . . . Sie wollte beten, aber ihre blassen Lippen bewegten sich nicht.

Da fühlte sie einen seltsamen Druck auf ihrem Scheitel, es glitt über ihre Haare hin und an den Schläfen nieder, und dann noch einmal. Ehe sie begriff, was ihr geschah, fühlte sie eine harte Hand vorsichtig und liebevoll unter ihr Kinn fassen und ob sie wollte oder nicht, sie mußte dem sanften Druck nachgeben, der ihr den Kopf hob. Da schlug sie rasch die Augen auf, ganz betört von dem Unerwarteten, das sie überwältigte, und ihre Blicke sahen unter dem harten Helm zwei helle, blaue Augen in einem lächelnden Männergesicht. Der Reiter war vom Pferd gesprungen, er nickte ihr zu und richtete sie auf. Sein Gesicht drückte ein so aufrichtiges Erbarmen aus, daß niemand darüber hätte in Zweifel bleiben können, was ihn bewegte, am wenigsten ein Kind.

Der Reiter schien etwas sagen zu wollen, er wandte sich an seine Leute, es war dann aber, als käme ihm nichts in den Sinn, er schütteln nur langsam den Kopf und nahm sein Pferd beim Zügel, um es aus Jeannettes Wassereimern trinken zu lassen, wie schon die Anderen es vor ihm getan hatten. Dabei gebärdete er sich rauh und beinahe böse, als müßte er etwas in der eigenen Brust bekämpfen, daß sein Soldatenherz nicht duldete. Dann sah er wieder nach dem kleinen Mädchen hinüber und nun schwieg er erst recht, denn es ruhte im Blick dieses Kindes ein Gedanke, der groß wie die Welt erschien, zugleich einsam und übervoll an Dank. Solche Blicke können in den Augen der Menschen erstehen, wenn unerwartet eine heilige Freude die Finsternis des Bösen überwindet, oder wenn alles in einer Seele sich plötzlich für ein ganzes Leben entscheidet.

Und so kam es, daß zwischen der kleinen Jeanette und dem preußischen Reiter kein Wort gewechselt wurde und daß sie einander doch auf wunderbare Art in ihrem Gemüt verstanden. Nur vom Sattel aus rief der Reiter dem Kinde zum Abschied zu: „Merci! Merci!" und strich sich über die Augen.

Im Felde.

Von Max Bittrich.

Wie des gereiften Finkchens Federkleid
Vor Habichtsfrost, sträubt sich das Ziegeldach
Des Gutshofs. Aus verborgenen Kertern speit
Die Schlacht darüberhin auf die Soldaten
Heulend die Todesfaat flinker Granaten
Und gießt auf Nanzigs Felder unser Blut,
Bis deutsche Springflut trutzig fortgespült,
Was sich am Höhenwald von fremder Brut
Mit Mörsern und Kanonen eingewühlt.

„Verfolgt sie, Jäger! Haltet sie in Schach".
Und auf dem Hof bezieht sogleich Quartier
Für den Etappendienst der letzte Zug
Und sorgt für Hafer! — Müd' zog durch die nassen
Zerwühlten Wiesen unser kleiner Trotz
Und fand das Haus von Herrn und Knecht
verlassen,
Ein fröhlich Kind und abgehärmte Frauen,
Ein dürres Pferd, den Acker unbestellt
Und unter Spinnen den verstaubten Pflug.

Die Schlacht zog weiter. — Still zum Sternenzelt
Starrte am Haus ein deutscher Grenadier,
Die Seele vom Soldatenlied umsponnen,
Das fern im Biwak stieg aus Herzensbronnen:
„Eteh ich in finst'rer Mittnacht —". Versonnen
Durch Nebelschleier blickte auf die Brände
Des Lagers er. Wer atmete wohl heuer
In seinem Heimatfeld den blauen Rauch
Knisternder schwelender Kartoffelfeuer?
Wer säte dort? Wer ging durch starken Hauch
Der frischgebrochenen Scholle? Seine Hand
Brauchte den Pflug, wenn Schwert und Büchse
schliefen.
Und wie der Wandersmann aus kühlen Tiefen
Den Becher holt, so nimmt er Pflug und Roß
Des Fremden und durchfuscht verlassnes Land:
„Du warst einst unser; deutsche Bauern wetzten
Hier ihre Sicheln; deutsche Krieger neuten
Noch heut mit ihrem Leben Deine Flur.
Jeglicher Tropfen bleibe Dir verbunden,
Eng will ich ihn vermählen Deinen Schrunden,
Urdeutschem Land! Und was auf Dir gedeiht,
Weizen und Korn, soll von dem Blute reden,
In jede Ähre soll sein Mahnen steigen
An die Vergangenheit und soll nicht schweigen;
Der Enkel kam, zu enden Deine Fehden.
Mit Deinem Herzblut trinke seinen Schwur:
„Er läßt Dich nicht!" — Und rüttelt heut die Not
Des großen Kampfes ein verwaistes Kind:
„Barbaren" sehen sich, ihm Korn zu bauen
In Deinem Odem; Dir auch wird Dein Brot!"

Er blickt empor; über die Höhen schauen
Die ersten Sonnenspuren auf den Streiter —
Und ferner Donner murrt; die Schlacht zieht weiter.

„War einst ein junger Page — —"

Kriegsskizze von Käthe Damm.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren während der langen Fahrt allmählich immer schweigsamer geworden, die zur Hilfe in die Etappen-Lazarette in Feindesland berufenen Schwestern, die ein Johanniter-Ritter begleitete. Nächte und tagelang fuhren sie stundenlang durch Eisenbahnwagen, nachher ging es in Automobilen weiter auf schlechten holprigen Wegen. In diesem Ort blieben ein paar Schwestern zurück im Lazarett, in jener eroberten Stadt fanden andere ihr ernstes Wirkungsfeld, und die wechselvollen Bilder des zerstörenden Völkerringens legten sich fast bange auf die tapferen, furchtlosen und arbeitsfrohen Frauenherzen. Sie waren ja fast alle gewöhnt, des Lebens Leid und des Todes Werk zu sehen, aber die Wucht der großen schmerzvollen Leiden, die sie nun sahen und noch sehen würden, war hier noch greifbarer, noch fühlbarer, als daheim im stillen Krankenhause, in der Heilstätte, am einsamen Krankenbett.

Das empfand Schwester Karola besonders, die, schon vor Jahren als junges, eben in die Welt tretendes Mädchen als Johanniterschwester ausgebildet, seit nahezu drei Jahren Berufsschwester war. Seit ihre Prinzessin heimging, zu deren Gesellschafterin und Begleiterin man sie damals erwählt hatte, als die Prinzessin erwachsen war. Der Ruf zu Prinzessin Irene war Karola von Harmuth überraschend gekommen, aber ach wie gern war sie ihm gefolgt, um dieses zarte, junge, liebenswürdige Fürstenkind zu betreuen.

Aus dem schlichten gemütlichen Fürstenheim ging es alljährlich einmal auch an größere Höfe zu königlicher und kaiserlicher Geselligkeit. Sie gingen beide nicht allzugern, weder Prinzessin Irene, noch Karola von Harmuth, aber das fürstliche Elternpaar mußte sich den Anforderungen seines hohen Standes fügen. — Ob Prinzessin Irene gefiel? Sie hatte gar nichts, was auf den ersten Blick bezauberte, ihre stillen Züge waren ernst, ihr Mund herb geschlossen, aber wundervolle Güte und unbewußte Hoheit strahlten aus den großen stahlblauen Augen, über die sich oft so schnell die langbewimperten Lider legten.

Welch ein Prinz sich wohl einst mein Dornröschen holt, dachte Karola öfter, wenn sie Prinzessin Irene im Kreise der jungen Prinzen und Prinzessinnen sah? Ob sie wohl zu diesem oder jenem paßte? Ob wohl dieser oder jener das Kleinod der Seele suchen und erkennen würde, das in dem Fürstenkinde wohnte? Es gehörte schon eine feine gleich zartfühlende Seele dazu, diesen Wert zu erkennen. — Als sie damals zu den Festen in Berlin waren, da hatte sie einer erkannt — aber kein Fürst, kein Prinz — der junge Page, der bei der Prinzessin Dienst tat und die große schwere Schleppe trug, unter deren Last die Gestalt fast zusammenbrach. —

Die treuen Augen Augen Karolas hatten es wohl bemerkt, wie die Seele des jungen Grafen in Flammen stand, sie hatte beobachtet, wie beglückt er war, als beim Nachtisch Irene einen großen mit Seidenschleifen geschmückten Bonbon mit freundlichen Worten dem Pagen reichte — und sie hatte nachher — wieder auf dem stillen Bergschloß daheim — die beiden Lieber gelesen, die, an Karolas Adresse gesendet, für Irene gekommen waren, sie wußte, daß Irene diese Lieder da aufbewahrt hatte, wo sie ihre liebsten Andenken hatte, und hatte dennoch — dennoch auf Irenes Wunsch an ihn schreiben müssen: Irenes Dank und die Bitte, nicht wieder Gedichte zu schicken. Sie hatte es schonend, freundlich, mit Grüßen von Irene getan — und wußte doch, daß es schmerzen würde. Solche Wunden tun junger teuscher Liebe weh. — Als dann ein stattlicher hochgewachsener Kürassierpring gekommen war, um sich Irenes Hand zu sichern, hatte Prinzessin erklärt, vorläufig sich nicht vermählen zu wollen — und bald darauf war es krank geworden. Irgendwo am Herzen fehlte es. Aber Badekuren und Sanatoriumbehandlung würden alles wieder ins Gleis bringen. Da traf es sich gut, daß Karola Johanniterschwester war, und als sie fast ein Jahr mit der leidenden Prinzessin durch Bäder und Sanatorien gezogen war, bat Irene: „Es wird schon daheim besser werden, wir wollen heim."

Während Karola durch das verwüstete Land der Kriegsschrecken fuhr, sah sie im Geiste das stille friedvolle Krankenzimmer ihres Prinzeßchens und saß am Ruhebett oder später, als sie nicht mehr auf sein konnte, an ihrem Lager. Wenn der Fürst oder die Fürstin fragten, wie es ginge, sagte sie lächelnd „Gut — nur so müde".

So war sie noch monatelang müde, nur müde, und eines Tages, als Karola lange still und sinnend bei ihr gesessen, faßte sie ihre Hand und sagte: „Lesen Sie mir noch einmal die Verse vor — die da in meinem Schreibtisch liegen — es mag wohl schwer für ihn gewesen sein, daß er nicht mehr schicken durfte. Ich fühl's, sein ganzes Herz lag in diesen Versen — aber es mußte so sein. Wenn aber — Karola, wenn Sie ihn später im Leben einmal treffen —" Karola wollte etwas sagen, aber Irene faßte ihre Hand und hielt sie fest: „so können Sie ihm sagen, daß ich — ihm sehr gut gewesen bin, daß mich seine Verse sehr erfreut, ja, mehr als erfreut haben, daß sie mein Gesinnungen geworden sind — und daß ich ihn grüßen lasse und wünsche, er soll ein ganzer tapferer deutscher Mann werden, weil er tapfer sich selbst bezwang."

„Wo und wie soll ich den Grafen Kerning wohl sehen, Durchlaucht? Ich gehe doch nicht in die große Welt, der er angehört — —"

„Vielleicht treffen sich Ihre Wege doch — ich bitte auch nur, Karola, wenn Sie ihn treffen, das Versprechen können Sie mir doch geben —"

„Gewiß und gern — Durchlaucht — aber auch Durchlaucht können dem Grafen wieder begegnen."

„Nein," sagte sie bestimmt, „ich treffe ihn nie wieder — denn meine Welt und seine Welt sind noch viel weiter entfernt voneinander, als die Ihrigen — — sehen Sie nicht so traurig aus, Karola — ich gehe gern — in die andere Welt." — —

Sprach da jemand — hielt der Wagen? War Schwester Karola, wie sie nun schon lange hieß, eingeschlafen, hatte sie nicht eben noch am Bett ihres Prinzeßchens gesessen, gesehen wundervolle Augen sich einige Tage darauf zu ewigem Schlummer schlossen? Am Sarg ihrer Prinzessin hatte Karola von Harmuth in tiefster Trauertracht den letzen Dienst getan — dann war sie in das Krankenhaus eingetreten und hatte in der Stille tröstbringende Pflicht geübt, bis sie nun zur Hilfeleistung in fremdes Land berufen war.

* * *

Ein Mannschaftszimmer, zwei Offizierszimmer waren Schwester Karolas Sorge zugewiesen — alle schwer verwundet, operiert, oder in tiefster Bewußtlosigkeit. In tiefer Bewußtlosigkeit auch der junge schlanke Garde-Offizier mit der gefährlichen Kopf- und Brustwunde, der ganz allein in einem schmalen Stübchen lag. Wie die scharfen Züge bekannt vorkamen — ihr war's, als habe sie sie weicher — kindlicher — gekannt — und in der kleinen, nur matt erhellten Krankenstube stand mit einem Male der glanzvoll erleuchtete Schloßsaal vor ihr mit der flimmernden Menge der Uniformen und Frauenkleider mit Edelsteinen und dazwischen in seinem roten betreßten Rock mit weißer Spitzenkrause und Federhut der junge schlanke Page, der Dienst bei „ihrer" Prinzessin tat. Es überraschte sie nicht, als der Oberstabsarzt ihr am nächsten Morgen bei seinem Besuch sagte: „Was den Leutnant Grafen Kerning betrifft, so ist an ein Fortbringen etwa in ein Grenz-Lazarett gar nicht zu denken — das ist ein höser Fall, er braucht auch Wache des Nachts, aber die können Sie doch nicht auch noch übernehmen?"

„O — gern, Herr Oberstabsarzt — ich bleibe gern — ich kann sehr gut ein paar Tage arbeiten und machen."

So saß sie an seinem Lager — ein kleines einfaches Öl-Nachtlämpchen hatte sie entzündet, und ein unsicherer Lichtschimmer huschte über das bleiche Gesicht. Draußen war alles still — nächtlich still, nur die Schritte der Wachen drangen hinauf in die Stätte des Leids und der Schmerzen.

In ein warmes Tuch gehüllt saß Schwester Karola da und blickte auf den Kranken. Sie hätte sich so gern den jungen frohen Ausdruck des Ärgers vorgestellt, das da fahl, so ernst, so gereift vor ihr lag — und die Züge ihres Prinzeßchens, wie sie noch in Gesundheit getrabt hatten — die tiefen, wundervollen Augen.

Graf Kerning bewegte die Hand und öffnete mühsam die Augen, der geübte Blick Karolas sah, daß die Bewußtlosigkeit gewichen war, die Augen irrten nicht leeren Blicks, sondern die Gegenstände erfassend, im Zimmer umher.

„Ich möchte trinken, Schwester."

Karola richtete ihn auf und hielt ihm den Becher an die Lippen.

„So — das war gut — ich habe geträumt — Schwester — denken Sie: geträumt."

„Hoffentlich etwas Schönes."

„Ja — nicht von Schlacht und Krieg," ein leises Zittern lief durch seinen Körper — von früher — von der seligen Kadettenzeit — und als ich Page war — Ja — im weißen Saal — bei Prinzessin Irene — die war wie ein Engel — denken Sie, Schwester, daß es Engel gibt?"

„Ja," sagte Karola schlicht.

„Nun, so hat mich ein Engel, der Irene hieß, beschützt — oder die Schleife — da — in meiner Tasche —" er bewegte die Hand nach dem Brettchen tastend.

Karola nahm eine Brieftasche aus der Schublade und half seinen zitternden Händen, sie zu öffnen, die Seidenschleife fiel heraus, die damals dem großen Bonbon geziert hatte, den Irene ihm gab.

„Sehen Sie, diese Schleife, ich nahm sie mit in den Krieg — und ich möchte, wenn ich sterbe, daß ich sie mitnehme ins Grab — die Tasche soll an meinen Eltern geschickt werden. — — —"

„Regen Sie sich nicht auf, Graf Kerning — Ihre Wunden werden heilen, Sie werden genesen —"

„Nein — nicht — Schwester, es ist doch zu schlimm — und ist so schlimm, daß ich nicht weiß, ob sie mir böse war — damals — wegen der Verse —"

„Nein — Graf Kerning — sie hat sich gefreut — sie hat die Verse treu bewacht — bis sie starb — sie hat mir Grüße aufgetragen, und sie hat gewünscht, daß Graf Kerning, der junge Page, ein tapferer deutscher Mann werde — und dieser Wunsch ist erfüllt."

„Ach —" sagte der Sterbende, und es klang wie eine Befreiung, kein Staunen über diese Zufallsbegegnung, die hier ein Schicksal schuf — „wie gut Sie sind — Schwester — binden Sie doch die Schleife um meinen Arm — ich kann dann ruhig schlafen — —"

Sie legte ihn bequemer zurecht, vielleicht — wahrscheinlich dauerte es noch Stunden, bis die Erlösung kam. —

Das Nachtlicht knisterte im Verlöschen — draußen tönten die Tritte der Wache — der Arzt der Kranken ging leise — Karolas Kopf fiel gegen die harte Stuhllehne, für ein paar Minuten schlossen sich die müden Augen — da — wurde es nicht hell? Ging da nicht eine lichte Gestalt durchs Zimmer, blickten da nicht ein paar tiefe blaue Augen auf den Verwundeten, war das nicht Prinzessin Irene, die da kam —? Der Morgen graute — Karola fuhr auf, fahl fiel das Dämmerlicht in das Zimmer —, friedlich lächelnd lag der sterbende Krieger da, leise röchelnd kam und ging der Atem, sie nahm die erkalteten Hände in die ihrigen, und sie dachte der fernen Eltern und ihrer Prinzessin, bis leise, leise der erlösende Todesschlaf Gerhard Kerning umfing, und als sie, zu anderer Pflicht berufen, Abschied nahm von dem stillen Toten, bei kam ihr das alte Lied in den Sinn: „War einst ein junger Page — —"

Wer für sein Lieb nicht sterben kann, ist keines Kusses wert.
Theodor Körner.

Aus der Welt der Frau.

Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt.
Goethe.

Kriegssparsamkeit.

Von Gertrud Bäumer.

Kriegssparsamkeit im Haushalt ist etwas ganz anderes als Friedenssparsamkeit. Friedenssparsamkeit heißt: Geld sparen. Ihr Erfolg besteht darin, daß man am Schluß der Woche die Summe im Haushaltsbuch verringert hat. Kriegssparsamkeit heißt: Lebensmittel sparen. Ihr Erfolg besteht darin, daß man am Schluß der Woche weniger Mehl, weniger Fett — weniger von allen den Dingen verbraucht hat, an denen Mangel eintreten wird. Friedenssparsamkeit im Haushalt besteht darin, daß man weniger teure und mehr billige Lebensmittel verbraucht. Kriegssparsamkeit kann das Gegenteil fordern. Das heißt: gerade mit den allgemeinsten, einfachsten Lebensmitteln, mit Brot und Mehl und Fleisch, soll vorsichtig umgegangen werden, während gar keine Bedenken dagegen bestehen, daß teure und seltene Gemüse, Geflügel, Fische und sonstige Delikatessen von denen verbraucht werden, die Geld dafür haben, ja, während es diesen Leuten sogar zur Pflicht gemacht werden könnte, lieber solche Dinge zu essen, statt den anderen das wegzunehmen, was für alle da sein, was dem Aermsten erreichbar sein muß.

Die Friedenssparsamkeit ist sehr einfach und leicht durchzuführen: man sieht nur, wo und wie man am billigsten satt wird. Die Kriegssparsamkeit erfordert viel mehr Kenntnisse, Ueberlegung und Arbeit. Man muß erstens wissen, mit welchen Dingen gespart werden soll. Der Preis sagt einem das nicht, weil durch die Höchstpreise auch knappe Dinge billig geblieben sind. Man muß sich zweitens daran gewöhnen, mit solchen Vorräten sehr sparsam zu sein, die keinen hohen Geldwert, aber einen hohen Nährwert darstellen. Man muß in der Küche die Redensart beseitigen: „Das lohnt die Arbeit nicht". Mit diesem Wort pflegen sich Hausfrauen und Dienstboten zu rechtfertigen, wenn unsorgfältig Kartoffeln geschält, wenn Reste weggeworfen werden, alles Brot nicht rechtzeitig benutzt wurde, weil es gerade in den Speisezettel nicht paßte usw. Es ist fraglich, ob in Friedenszeiten die Materialverschwendung um der Arbeitsersparnis willen berechtigt war; vielleicht war sie es zum Teil, denn die menschliche Arbeitskraft ist auch ein Wert. Aber jetzt gibt es überhaupt keine Lebensmittelmenge, die klein genug und billig genug wäre, um darauf verwandte Arbeit nicht zu lohnen. Die kriegssparsame Hausfrau und die kriegssparsame Köchin muß mehr Gedanken und Arbeit an ihren Haushalt wenden als je. Im Frieden hat sie sich Vorwürfe gemacht, wenn sie das Huhn oder das Pfund Kartoffeln zu hoch bezahlt hatte. Jetzt muß sie stärkere Gewissensbisse haben, wenn etwas unverwendet verdirbt.

Kriegssparsamkeit bedeutet auch nicht nur einfach weniger verbrauchen. Wir wollen die Gesundheit unserer Angehörigen nicht gefährden, indem wir sie nur einfach knapper halten. Gewiß kann viel weniger gegessen werden, als im allgemeinen gegessen wird, ohne gesundheitlichen Schaden. Aber die Hausfrau, die ihre Kriegssparsamkeit darin betätigt, daß sie nur einfach die Rationen herabsetzt, erfüllt ihre Pflicht nur sehr unvollkommen. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, wie sie durch Ausnutzung, Zusammenstellung ihre Familie trotz der Knappheit noch gut ernährt. Das ist eine schwierige Kunst. Viele werden sie nicht ohne Anleitung und Ratschläge verstehen. Viele Hausfrauen haben bisher unwissentlich durch falsche Speisenzusammenstellung Nahrungsmittel vergeudet, indem sie ihren Kindern von bestimmten gleichartigen Nährwerten zuviel gegeben haben — mehr als der Körper richtig ansnutzen konnte. Das ist genau so gut, als wenn sie das Essen direkt in den Abfallkasten geworfen hätten. Solche Vergeudung ist in Friedenszeiten unerfreulich, in Kriegszeiten verhängnisvoll und unverantwortlich. Um sie vermeiden zu können, sollen auch Hausfrauen, die sich bewußt sind, gut zu kochen und zu wirtschaften, die Ratschläge der Kriegsspeisezettel, Kriegsrezepte, Kriegskochbücher befolgen. Sie richten sich nach den vorhandenen Vorräten und versuchen, mit den Hilfsmitteln der hygienischen Wissenschaft eine Ernährung durchzuführen, die bei den vorhandenen Mitteln die denkbar beste und zweckmäßigste ist.

Die Friedenssparsamkeit der Hausfrau kam im wesentlichen nur ihrer eigenen Familie zugute, weil sie Ausgaben sparte und für anderes Geld erübrigte. Die Kriegssparsamkeit soll dem Volke zugute kommen, dessen Vorräte sie vor zu schnellem Verbrauch schützt. Es kommt nicht nur darauf an, daß du deine Speisekammer voll hast — das was darin ist und was du bezahlt hast, ist trotzdem noch Volkseigentum, Volksvorrat, und du darfst nicht da-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191502217/fragment/page=0002